



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Meier, Richard M.: Claude Tillier

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dem Eindruck ihrer Schönheit wie unter einem Zwange stehend, bot er ihr den Arm und schritt verwirrt neben ihr an den Tisch. Da saßen alle schweigend und hatten erstaunte Augen. Sie warteten auf das Tischgebet, das der Pater zu sprechen pflegte. Aber dem saß das Herz in der Kehle. Da betete Luder, um das Warten zu enden. Seitdem erschien der Pater Reinhold wieder regelmäßig bei Tische.

Als der erste Ansturm der Umwälzung verweht war und die Brüder sich in dem Neuen wohlzufühlen begannen, saßen Behagen und Freude unter ihnen, wenn sie sich nach der Abendmahlzeit im Garten zusammenfanden. Reinhold fehlte dabei. Aber das war auch früher so gewesen. Rudi's Flöte klang in den stillen Abend hinaus, daß der alte Rupert leise den Takt trampelte und den Kopf dazu hin und her wiegte. Und Göde kam, alter Gewohnheit treu, in Versuchung, vor Vergnügen auf die Schenkel zu klatschen, besann sich aber rechtzeitig und stoppte den Niederdruck der mächtigen Branke mit einem leisen, von unterdrücktem Lachen begleiteten Selbstdrohen. Und Severin sperrte den Mund auf, ohne fürchten zu müssen, daß ihm ein Brummer oder Käfer hineinslog. Der Blöde war der einzige, der sich in seinem Äußeren gleich blieb, nur in seinen Augen saß ein anbetender Glanz, wenn er die Fremde sah. Im übrigen hatte Rudi genügende Zielscheiben für seine Späße an der Art, wie Göde bei Tisch mit Messer und Gabel umging und wie Heino die Forellen aß, die er im Bache fing. Oder er neckte Rupert wegen der Ordnung seines mächtigen Haupthaars und Luder mit seinen Blumentöpfen.

Seltam war es, daß die Fremde nicht verstand, deutsche Wörter nachzusprechen. Oder wollte sie es nicht? Sie sprach fremde, klingende Laute, die Reinhold, der doch in den Sprachen Bescheid wußte, nicht kannte. Ebenso seltam war es aber auch, daß die Brüder den Klang ihrer Sprachlaute bald zu deuten wußten. Nie gelang es ihnen jedoch, ein besonderes Wort aufzufangen und zu verdeutschern. Wenn die Brüder von ihr sprachen, gebrauchten sie den Namen, den Reinhold ihr gegeben hatte, der sie Aliena nannte. Auf diesen Namen hörte sie auch, wenn man sie rief, obschon es zweifelhaft erschien, daß sie seine Bedeutung kannte.

(Schluß folgt.)



Claude Tillier

Von Prof. Dr. Richard M. Meyer = Berlin



u den lebenswürdigsten Eigenheiten des deutschen Gelehrtentums gehört der Eifer, mit dem seine Vertreter sich gerade auch in fremde Individualitäten zu vertiefen lieben. Und es sind nicht nur die leuchtenden Heroengestalten eines Dante, Shakespeares, Molière, denen liebevolle Hingabe zuteil wird — gerade auch Männer von zweitem und drittem Rang finden warmherzige Interpreten, wenn sie unseren Großen nahetreten oder das Herz unserer Besten erobern

konnten. So hat Martin Schubart Entdeckungsreisen in die Heimat des Goethischen „Königsleutnants“, des Grafen Thoranc (vorher nannten wir ihn Thoranel) gemacht; so ist Max Cornicelius in jene stillen kleinen Städtchen gezogen, in denen der Schulmeister und Journalist Claude Tillier sein äußerlich so einfaches und innerlich so erregtes Leben zugebracht hat. Das stattliche Werk freilich, das jetzt vor uns liegt („Claude Tillier“, von Max Cornicelius; Halle 1910, Verlag von Max Niemeyer), ist viel mehr geworden als nur eine Biographie dieses „Lehrklassikers“, der den in Frankreich vergessenen und in Deutschland so gern gelesenen Roman „Mon oncle Benjamin“ als einziges Erbe hinterließ: es ist ein Sittenbild aus dem Frankreich des Juste-Milieu und zugleich ein Ausschnitt aus der Literaturgeschichte des europäischen Journalismus in jenem Moment, da er sich von der Schriftstellerei löste, um eine eigene Weltmacht zu werden.

Claude Tillier ist 1801 in dem kleinen Städtchen Clamecy geboren; er hat als Soldat in Spanien gedient und lebte seit 1827 in seiner Geburtsstadt, wo er eine Schule leitete und seit 1840 in Flugschriften eine lebhaft agitatorische Tätigkeit entfaltete und von 1841 an eine kleine Zeitung redigierte, die ihn in Prozesse verwickelte. 1844 ist er gestorben. Er war verheiratet und hatte zwei Töchter; seine Kindheit war von Armut bedrückt und seine reifen Jahre von knappen Verhältnissen bedrängt. Außerhalb seines Departements wußte man kaum etwas von ihm; und nach seinem Tode wurde er auch in der engsten Heimat vergessen, bis gleichzeitig mit einem wackeren Gymnasialprofessor in Nevers, Gerin, Professor Cornicelius den Propheten in seinem Vaterlande wieder erweckte.

Denn bei uns hatte er ein ganz anderes Schicksal. Ludwig Pfau, eine echt schwäbische Poetennatur, streitlustiger und prozeßbereiter politischer Oppositionsmann wie Claude Tillier, hatte 1865 den Roman „Mon oncle Benjamin“ in die Hände bekommen, der 1843 erschienen war. Er hat ihn kongenial verdeutschte und eine nicht fehlerlose, aber von werbender Kraft erfüllte Vorrede beige-steuert. Das Buch ward ein Diebling anspruchsvollerer deutscher Leser. „Herman Grimm nannte Claude Tillier den größten französischen Humoristen“ — was freilich wohl doch Maitre Nabelais bleiben wird. „Gottfried Keller fand in ihm ein volles Behagen, und Mommsen las ihn in der nur noch schwer zu erlangenden französischen Ausgabe der Werke, die er besaß.“ Ich möchte noch hinzufügen, daß auch Ludwig Bamberger, der seine Kenner französischer und deutscher Literatur, ihn besonders liebte. Und daß die demokratische Tendenz nicht allein seinen Reiz ausmachte — die freilich Pfau wohl zuerst für Tillier erobert hat —, beweisen eben diese Namen, der Herman Grimms vor allem.

Was ist „Mein Onkel Benjamin“? Die Blüte eines tapferen, aber engen Lebens voll aufrichtiger Liebe zu den Ärmsten und voll ebenso aufrichtigen Hasses für die wirklichen oder vermeintlichen Bedrückten, ein Roman, der aus dem Pamphlet erwachsen und zu einem kleinen Epos gediehen ist, das zweite und höhere Leben des Schulmeisters und Journalisten von Clamecy.

Claude Tillier gehört jener Generation an, deren Seele ganz erfüllt war von der ungeheueren Enttäuschung der Restaurationszeit. Wir kennen dies Elend; es hat die Talente des jungen Deutschlands schief wachsen lassen und einen Gutzkow oder Börne, einen Wolfgang Menzel und Heinrich Heine nicht zu so geraden, schlanken Charakteren werden lassen wie Uhland oder Kerner, Rückert oder noch

Zimmermann es werden durften. In Deutschland war die unendliche Misere des engherzigen Polizeistaats noch viel drückender; aber dafür hatte man auch die Bewöhnung langer Ruhmesjahre nicht, wie die Franzosen, erlebt. Wenn Ranke 1870 zu Thiers sagte, die Deutschen führten Krieg gegen den Geist Ludwigs des Bierzehnten, so hatten alle Regierungen Frankreichs nach 1815 gegen den Geist Napoleons zu kämpfen. Ob Demokraten oder Imperialisten, ob Kriegsfreunde oder Friedensverehrer — den Namen des großen Diktators riefen sie alle auf und konnten sie gegen die Kleinlichkeit der zelotischen Bourbons und der philiströsen Orleans mit gleichem Rechte anrufen. Ästheten wie Stendhal, Klassizisten wie Courier, Naturalisten wie Béranger, alle flüchteten sie in die Erinnerung an die mächtige Zeit, da Frankreich der Welt gebot und „jeder Tag ein Epos“ war.

Dieser Hintergrund einer pathetischen Sehnsucht unterscheidet die politische Opposition Frankreichs von der Deutschlands. Wir hatten uns seit Jahrhunderten von politischer oder kultureller, ästhetischer oder wissenschaftlicher Weltmachtstellung so weit entfernt, daß die leidenschaftlichsten Hoffnungen der deutschen Patrioten bescheiden geworden waren. Wagte ein Umland auch eine Zeit zu erhoffen, da sein freies Vaterland auf jedes Königs Tisch greifen durfte, oder ein Freiligrath oder ein Heinzen Zukunftsflootten aufzubauen — an eine Vormachtstellung des Vaterlandes dachte niemand. Die aber hatte Frankreich noch in lebendigster Erinnerung; es besaß doch einmal, was so köstlich ist. — Dieser unaufhörlich wiederholte Vergleich macht die Kritik so bitter. Jeder General nicht nur, jeder Minister, ja jeder Präfekt soll den napoleonischen Marschallstab in der Tasche tragen. Eine ungeheurere Kampflust herrscht; aber sie richtet sich nun gegen die, die vermeintlich der Glorie Frankreichs im Wege stehen. So entsteht der rhetorische Glanz jener berühmten Parlamente, die nicht an Bedeutung, aber an Zahl großer Rednernamen es mit unserer Paulskirche aufnehmen können. Aber das mündliche Wort genügt nicht, ist auch manchem versagt; so erwächst neben der Rednertribüne in der Deputiertenkammer überall im Lande die des Pamphlets. Paul Louis Courier ist der Meister, voll schneidender Ironie, selbst von Goethe bewundert. Cormenin, dem Cornicelius nicht gerecht wird, vereint mit scharfem Spott wirksames Pathos. Gutmütiger wird der Humor Bastiat's, volltönender die Begeisterung des La Menais. Alle aber teilen sie die Kunst der klaren und wirkungsvollen Darstellung, die ihre Wirkung eben vor allem aus dem Vergleich einer kleinlichen Gegenwart mit einer in der Erinnerung noch vergrößerten Vergangenheit holt.

In den Strom dieser Entwicklung reihen sich Claude Tilliers Flugschriften ein. Neben dem nie übersehenen Einfluß Couriers hebt Cornicelius noch mit besonderem Nachdruck den Cormenins hervor. Doch aber glaube ich, hätte er auch die Eigenart des Pamphletisten von Clamecy stärker herausheben sollen. Tillier ist unter den Schriftstellern, die ihre Zeitgenossen vom „Baumstumpf“ her apostrophieren, vor allem der „kleine Mann“: kein Gelehrter von großem Ruf wie Courier, kein gefeierter Politiker wie Cormenin, kein einflußreiches Parteihaupt wie La Menais oder Bastiat. Man wird ruhig zugeben dürfen, daß sein besonderer Haß auf den Parlamentspräsidenten des Bürgerkönigtums, Dupin, auch von hier seine Nahrung nimmt. In der unmittelbaren Nachbarschaft seiner eigenen Heimat hatte die Wiege des Advokaten Dupin gestanden, den die vorteilhafte Beschränktheit einer kurz-

Politiker unter Ludwig Philipp gemacht hatten. Dupin hatte den Platz, den Claude Tillier sich gewünscht hätte, nicht um persönlicher Vorteile und Ehren willen, sondern um seiner Sache dienen zu können. Wer aber hörte seine Rufe? Dieser Ingrimme des Redners ohne Publikum spricht mit, wie bei dem heimlichen Pamphletisten Barnhagen v. Ense; denn auch in der deutschen Flugschrift vor 1848 sind die sozialen Nuancen nicht zu verkennen, die etwa die prachtvollen „Bürgerbriefe“ des großen Industriellen Harkort von den juristisch-logischen Deduktionen des Kleinbürgerlichen Arztes Johann Jakoby unterscheiden. — Die Enge des Wirkungskreises gibt aber den Pamphleten Claude Tilliers auch anderseits etwas Anheimelndes, Heimatsstimmung, Erdgeruch, Anschaulichkeit der nächsten Verhältnisse, was sich bei Courier noch am ehesten, aber auch bei ihm nicht so kräftig und „erlebt“ findet. Das eigene Leid des von der Kirche bedrückten Schulmeisters, der Grimm des Kleinbürgers über die gewissenlosen Spekulanten der Plutokratie, aber auch über die zu milde Bestrafung der ihn bedrohenden Diebe und Bagabunden, der Zorn des Aufklärers, den überall nur die Frömmerei einer neu auftauchenden Orthodoxie umgibt, all das hebt seine Flugschriften gelegentlich zu der dramatischen Anschaulichkeit, um derentwillen Voltaire den Begründer der Pamphletliteratur in Frankreich pries: „Ja, seine ‚Mémoires‘ sollte Beaumarchais auf die Bühne bringen!“

Und wie nun Goethes „Clavigo“ diesen Wunsch des Alten von Ferney, ohne ihn zu kennen, verwirklicht hat, so hebt Claude Tillier die Anschaulichkeit, die Echtheit des Erlebnisses, die Poesie seiner Pamphlete heraus und bildet so mit Familienerinnerungen und Heimatstraditionen (die Cornicelius sorgsam herausgefunden hat) sein Meisterwerk.

„Mein Onkel Benjamin“ ist ein Pamphlet in Romanform, so gut wie die Romane von Jeremias Gotthelf das sind, aber freilich mit entgegengesetzter Tendenz. Es ist eine Darstellung des herzenguten und fröhlichen, tapferen und demokratischen Kleinbürgertums im Nivernais, dem alten Herzogtum, dessen Fürstenschloß noch nahe bei Clamecy in Nevers steht, jetzt mit einer Wüste Claude Tilliers (und einer anderen eines schlecht dichtenden Handwerkermeisters) geschmückt. Es ist ein ins Kleine, Gemütliche, Wahrscheinliche gezogener „Gargantua“, in dem des Verfassers wirklicher Großonkel der trink- und scherzfrohe Riese ist und mit den Krautjüngern und — Gerichtsdienern zu kämpfen hat wie der Held des Nabelais mit allerlei anderem Gewürm. Es ist eine Pantagrueliade, der nicht die Glocken von Notre-Dame zu Paris läuten, sondern die des alten Doms, in dem jetzt Claude Tilliers zweiter (und von ihm viel ungerechter behandelter) Hauptfeind, der Bischof Dufêtre, predigt. Aber wiederum: das Kleine, Gemütliche, Provinzielle gibt dem Epos von Benjamin Rathéry und seinen beiden Begegnungen mit dem Herrn v. Trümmerbrück (de Pont-Cassé) auch wieder Vorzüge vor dem kolossalen Vorbild, durch dessen Enthüllung wir Claude Tillier sonst zerdrücken könnten, wie er die Minister Ludwigs Philipps durch die Erinnerung an Napoleons Marschälle zermalmen möchte. — Alles ist verkleinert, aber alles ist da: Trinkerfreude und Zynismus, politisch aufklärerische Opposition und Freude an den heimischen Sitten, Spiel mit dem Wort und anschauliche Charakteristik. Und wenn Nabelais uns doch leicht zu wild und wüßt wird, empfinden wir bei Tillier eine versöhnende Herzenswärme neben all seinem Groll. Benjamin Rathéry, seine prächtige Schwester und Doktor Minxit stehen neben dem Dorfjunker und seinem kriecherischen Leibarzt wie Bräutigam

Frau Nüßler und Sawermann neben Pomuchelskopp, David und Elus'uhr. Die lockere Komposition, zum Teil durch das erste Erscheinen im Feuilleton und die rasche Umarbeitung verursacht, stört uns weniger als die Franzosen — wir haben sie Fritz Reuter auch nie nachgetragen; und daß bei aller Derbheit jegliche Bülsternheit fehlt, empfinden wir zwar als eine Verschiedenheit von den Romanen Diderots, an den man für Claude Tillier allzu oft erinnert hat —, aber eben nicht als eine, die stört.

Claude Tillier hat noch einen zweiten Roman geschrieben, der ebenfalls ins Deutsche übersezt worden ist: „Belleplante et Cornelius“, die Geschichte von zwei Brüdern, einem geistreichen Träumer und einem habgierigen Bourgeois, Claude Tillier und Dupin — wie er wenigstens sie auffakte. Eine liebliche Frauengestalt und der gesunde Realismus der Gesamtschilderung haben diesen Roman von einem Luftschiff-Erfinder selbst heut nicht vor der Vergessenheit retten können. In dies Milieu der phantastischen Hoffnungen und praktischen Enttäuschungen führt doch ein anderer Liebling deutscher Leser lebensvoller und abwechslungsreicher ein: der Halbdeutsche Henry Murger mit seiner „Vie de Bohème“.

Für uns bleibt Claude Tillier der „Meister des Onkel Benjamin“. Die prächtigen Dialoge — schon in den Pamphleten Glanzstücke —, die gut holländischen Tringelage, die unvergleichliche Dramatisierung einer ebenso internationalen als unaussprechlichen Lebensart; vor allem aber diese Charaktere mit ihrer rein menschlichen Mischung von Gut und Böse, und Benjamin Rathery vor allem, dessen eine Seele sich gewaltsam vom Dufst hebt, während die andere in derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen hält — sie tun es uns an. In ihnen fühlen wir Blut von unserem Blute, nicht weil wir Deutsche die Gemütlichkeit gepachtet hätten und deshalb den französischen Chauvinisten einen halben Deutschen nennen dürften, sondern weil überall so das einfache, gesunde Kleinbürgertum lebt, lacht, weint — und in seiner Mitte Idealisten hegt, von denen es mit zorniger Liebe betrachtet wird und die es verwundert beiseite schiebt.

